

Paul Werner Wagner / Hans-Dieter Schütt

Lebens Traum und Lebens Lauf

Zeitgenossen aus Ost und West im Gespräch

Für die Friedrich-Ebert-Stiftung
herausgegeben von Ringo Wagner

Inhalt

- 7** *Ringo Wagner*
Vorwort
- 9** Gespräch mit Friedrich Dieckmann 12. September 2007
über den Megakonzern SED, Buh-Rufe im BE und die
Kostbarkeit Erbe
- 29** Gespräch mit Tissy Bruns am 18. September 2008
über Watte in Bonn, den 11. September und Irritationen am
Frühstückstisch
- 45** Gespräch mit Karl Schlögel am 26. Februar 2009
über Moskau 1937, das Rätsel Geschichte und ein
Bücherpaket von Chruschtschow
- 65** Gespräch mit Frank Hörnigk am 8. November 2010
über Literatur aus dem Osten, die Kartoffelkantate und
Kafka
- 83** Gespräch mit Carmen-Maja Antoni am 30. April 2013
über Brechts Personenregister, das Sandmännchen und zwölf
Ohrfeigen
- 99** Gespräch mit Michael Verhoeven am 30. September 2014
über Gagen für Afrika, medizinische Hilfe und einen
Berlinale-Skandal
- 117** Gespräch mit Egon Bahr am 22. Oktober 2014
über den Stolz auf Torgau, die Tage vorm Mauerbau und
den Mut Willy Brandts

- 133** Gespräch mit Angel Wagenstein am 19. Oktober 2015
über einen Welterfolg, einen Brief an Angela Merkel und
jüdischen Humor
- 145** Gespräch mit Armin Mueller-Stahl am 14. Januar 2016
über Großmutterns zwei Löffel, Hollywood und eine Anleihe
bei Helmut Schmidt
- 163** Gespräch mit Rainer Karlsch am 4. Mai 2016
über Reparationen, Geheimverträge im Kalten Krieg und
Öl-Fieber in der DDR
- 181** Gespräch mit Peter Maffay am 1. Februar 2017
über Kaugummi im Flugzeug, Autogramme in Leipzig und
einen fernöstlichen Drachen
- 199** Gespräch mit Antje Vollmer am 16. Januar 2018
über die Gefahr von Siegen, Gespräche mit Terroristen und
den Traum vom Dritten Weg
- 215** Gespräch von Hans-Dieter Schütt mit Paul Werner Wagner
am 30. August 2018
über Wege durchs Dunkel, Glocken im Knast und die
große Gabe eines Lehrers
- 235** *Paul Werner Wagner*
Nachwort
- 239** Bildnachweis

Ringo Wagner

Vorwort

Das Forum Kultur und Politik ist in vielerlei Hinsicht die erfolgreichste Veranstaltungsreihe des Landesbüros Sachsen-Anhalt der Friedrich-Ebert-Stiftung. Angefangen hat es am 25. Februar 2002. Seither fanden gut sechzig weitere Foren statt mit herausragenden Akteuren aus Kultur, Politik oder Medien – große und schillernde ebenso wie weniger prominente, dafür aber nicht minder geistreiche Persönlichkeiten. Das Prinzip dabei: Das Gespräch fokussiert sich in einer entspannten Atmosphäre und ohne Zeitdruck auf die Arbeitsbiografien und auf Themen, die im Leben der Gesprächspartner eine große Rolle spiel(t)en, sowie auf die familiären Wurzeln, auf Vorbilder und prägende Erlebnisse und Ereignisse. Vor diesem Hintergrund schälten sich dann Ansichten und Haltungen zu bedeutenden historischen Ereignissen wie auch zum aktuellen Zeitgeschehen heraus. Der Zuspruch des Publikums war groß und wurde über die Jahre immer größer. Mehrfach beteiligten sich bis zu tausend Menschen an unseren Gesprächsabenden.

Im Forum Kultur und Politik werden von unseren Gästen wesentliche Herausforderungen und Prozesse in Gesellschaft, Kultur, Politik und Medien diskutiert. Daneben steht das Forum aber auch für die Beschäftigung mit unserer eigenen Zeitgeschichte und ihren Akteur*innen. Immer wieder wollen wir auf diese Weise dazu anregen, sich auch mit Lebensgeschichten auseinanderzusetzen – mit denen unserer Mitmenschen wie auch mit den ganz eigenen. Immer wieder stellen wir dann nämlich fest, wie bunt und voller Widersprüche das Leben doch sein kann, dass sich Ansichten im Laufe der Zeit ändern können und dass wir uns deshalb unserer eigenen Geschichte eben doch differenziert, mit Verständnis und Toleranz nähern sollten.

Zu Gast im Forum Kultur und Politik waren zwischen 2002 und 2019: Julian Nida-Rümelin, Erich Loest, Edzard Reuter, Norbert Wenner, Edwin Werner, Ulrich Plenzdorf, Ingrid Häußler, Jan-Hendrik Olbertz, Thomas Müller-Bahlke, Lothar Meyer-Mertel, zweimal Wolfgang Leonhard, Hortensia Völckers, Franziska Augstein, Hans-Jochen Vogel, Fritz Pleitgen, Jürgen Leinemann, Egon

Günther, Friedrich Dieckmann, Eva-Maria Hagen, Peter Merseburger, Hilmar Thate, Tissy Bruns, Karl Schlögel, Henning Scherf, Daniela Dahn, Wolfgang Engler, Hans Otto Bräutigam, Friedrich Schorlemmer, Frank Hörnigk, Gisela May, Volker Braun, Wibke Bruhns, Carmen-Maja Antoni, Andreas Dresen, Wolfgang Kohlhaase, Christel Bodenstein, Rolf Hoppe, Ekkehart Krippendorff, Michael Verhoeven, Egon Bahr, Hermann Simon, Sergej Lochthofen, Manfred Karge, Kerstin Decker und Gunnar Decker, Angel Wagenstein, Valentin Falin, Armin Mueller-Stahl, Rainer Karlsch, Jutta Hoffmann, Gregor Gysi, Peter Maffay, Walter Kaufmann, Klaus Staeck, Jürgen Böttcher, Antje Vollmer, Gojko Mitić, Günther Fischer, Otto Mellies, Peer Steinbrück, Vladimir Kotenev, Hans Modrow, Peter-Michael Diestel, Andreas Schmidt und Hans-Eckardt Wenzel.

Als Initiator und Moderator immer auf der Bühne dabei war der Berliner Kulturwissenschaftler Paul Werner Wagner – sozusagen in einer Nebenrolle. Nur ein einziges Mal schlüpfte er selbst in die Hauptrolle und ließ sich von Hans-Dieter Schütt Einblicke auch in seine Gedankenwelt entlocken. Dreißig Jahre nach Mauerfall und deutscher Einheit scheint er wie ein Glücksfall für unsere Gesellschaft. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch, Haft und einer versagten Karriere in der DDR verblieb er nicht in einer Opferrolle, sondern spürt – wie er selber sagt – mit einer gehörigen Portion Toleranz für Andersdenkende in biografischen Erkundungen nach Prägungen, Möglichkeiten und Haltungen im Leben der Menschen in Ost und West. Ihm sei dieses Buch zum Geschenk gemacht.

Daneben ist die vorliegende Publikation aber auch die Antwort auf die von vielen begeisterten Teilnehmer*innen immer wieder aufgeworfene Frage, ob es nicht möglich wäre, ausgewählte Gesprächspartner auf diese Weise noch einmal in Erinnerung zu rufen. Insbesondere wenn sie ihre Gesellschaftskritiken mit interessierten Bürger*innen öffentlich besprochen hätten, müsse es doch einen weitergehenden Bedarf für die Mitschnitte dieser Gespräche geben. Ein derartiges Interesse und eine solche Nachfrage machen stolz und dankbar. Ich wünsche der Leserschaft eine anregende Lektüre.

Friedrich Dieckmann
über den Megakonzern SED, Buh-Rufe im BE
und die Kostbarkeit Erbe

Gespräch am 12. September 2007



„Das Wort ‚Globalisierung‘ ist eine Phrase. Das wird jetzt schon als Verb gebraucht: globalisieren. Globalisieren – das ist ein Überwältigungsverb. Die Gefahr, die von solch überhitzten Prozessen für die Kultur, für das Selbstbewusstsein der Menschen ausgeht, ist enorm.“

Die Aufsätze von Friedrich Dieckmanns ziehen ins Ungebundene hinaus, ins Freie, ins Höhere oder Tiefere, ins Raumzeitliche. Ihn zu lesen, ist Arbeit, also: wahre Vergnügung – die etwas kostet, soll sie sich auszahlen.

Dieckmanns Sprache ist werdendes Denken. Seine zahlreichen Bücher – *Temperatursprung* etwa oder die Erzählung *Orpheus, eingeweiht* oder der Essayband *Der Irrtum des Verschwindens*, vor allem aber das wunderbar autobiografische Sammelwerk *Die Freiheit ein Augenblick* – sie strahlen eine Intensität und eine Reichhaltigkeit aus, die staunen machen. Musik, Theater, Literatur, Autoren, Deutschland, im Grunde stets die europäische Geschichte, die er „einen unberechenbaren Künstler“ nennt.

Bewundernswert seine jahrelangen Kritiken, lange Texte, selbstredend, eingeteilt in Kapitel mit römischen Ziffern, wie es Kerr tat; sie erschienen sogar in der Tageszeitung (*Neue Zeit*), eine dieser Kritiken doch tatsächlich in Fortsetzungen!, was für Zeiten, als man in Chefetagen noch nicht infiziert war von jener Modekrankheit: den Leser bloß nicht stolpern zu lassen über unebene, hakenreiche Stellen eines Textes.

Wann schrieb, schreibt er das alles? Die Porträts, die Ost-West-Analysen, die Bücher? Wie hält er seinen freien Geist durch, der auch gegenwärtig Widerstandsarbeit genug hat? Wahrscheinlich, indem er frühmorgens die Fenster schließt, um den Mainstream nicht hereinwehen zu lassen. So entstehen Ruhe, Zeit für Arbeit.

Der Sohn des einstigen (beliebten!) Volkskammer-Präsidenten Johannes Dieckmann, der – wie Christa Wolf – in Landsberg (Warthe) geboren wurde, in Dresden und Birkenwerder aufwuchs, Germanistik, Physik studierte – er hat auch Gedichte geschrieben, nennt seine lyrischen Notizen *Meldungen vom Tage*. Heiter im Skeptischen, noch in den Verdrossenheiten klug; ein Spaziergänger durch Räume des Politischen und Sozialen, deren Enge ihn doch insofern beglückend anfällt, weil gerade das Beschädigte, das Unvollendete eine treibende Medizin ist für Erweiterungen des kritischen Bewusstseins. Er lebt sein Schreiben, es lebt ihn. So empfangen beide Stütze.

PAUL WERNER WAGNER: *Friedrich, du stammst aus einem bürgerlich-liberalen Elternhaus. Dein Vater, Johannes Dieckmann, war Volkskammerpräsident der DDR, Mitglied der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands, der LDPD, nicht der SED. Ein sehr gebildeter Mann. Kam aus dieser Herkunft der Impuls für Kunst, für Literatur – also für das, was zu Deinem Beruf, zu Deinem Leben wurde?*

FRIEDRICH DIECKMANN: Das ist schwer zu beantworten, man ist nicht verantwortlich für seine Interessen oder Begabungen. Dergleichen entwickelt sich, es ergibt sich wesentlich aus dem, was man in jungen Jahren vorfindet. Mein Vater war eminent musikalisch, er spielte gut Klavier, am liebsten nach dem Gehör. Das machte großen Eindruck auf mich. Ich war zwölf Jahre alt, als ich zum ersten Mal *Tannhäuser* sah und hörte – in Dresden, im wiederaufgebauten Schauspielhaus, das nun beiden Sparten diente. Der Abend war ein unwerfender Eindruck. Am Nachmittag davor hatte der Vater uns Teile des Werks am Klavier vorgespielt, aus der Erinnerung heraus. Auch sein Vater war sehr musikalisch gewesen, beide Großväter waren evangelische Superintendenten in Nordwestdeutschland; in der Kirche wird bekanntlich gern und viel gesungen. Auch die Literatur war zu Hause präsent, bei beiden Eltern. Mit vierzehn, fünfzehn fand ich Tucholsky im Bücherschrank, das färbte so auf mich ab, dass mein Vater eines Tages versuchte, mir die weitere Lektüre dieser satirischen Schriften zu untersagen, er hatte wenig Erfolg damit. Ein durchschlagendes Leseerlebnis waren die *Buddenbrooks*. Danach las ich drei Jahre lang ausgiebig Thomas Mann, es war die Zeit, da sein Werk Band für Band im Aufbau-Verlag herauskam. Thomas Manns Goethe-Rede 1949 in Frankfurt am Main und danach in Weimar war im Adenauer-Deutschland auf heftige politische Gegnerschaft gestoßen, aber es hatte auch Widerstände in der thüringischen Landesregierung gegeben; die der SED angehörende Kulturministerin versuchte zu verhindern, dass dieser bürgerliche Schriftsteller in Weimar die Goethe-Festrede hielt. Es waren Johannes R. Becher und im Hintergrund Georg Lukács, die Entscheidendes für die Durchsetzung Thomas Manns in der Literaturlandschaft der DDR taten. Als 1952 das erste Buch, die *Buddenbrooks*, in großer Auflage im Aufbau-Verlag erschien, geschah das gegen den Willen des Westverle-

Carmen-Maja Antoni
über Brechts Personenregister, das Sandmännchen und
zwölf Ohrfeigen

Gespräch am 30. April 2013



„Mich entsetzt alles soziale Elend. Die gesamte Politik ist für mich im Moment zum Fürchten. Sie ist ein Geschäft geworden, bei dem wir uns nicht zurechtfinden. In ganz Europa gehen Menschen auf die Straße. Wann gehen Menschen in Deutschland auf die Straße? Ich bin neugierig darauf, was noch alles Neues kommt auf dieser Welt. Aber was wird mit dieser Welt gemacht? Sie wird zugemüllt mit Konsum, zum Beispiel. Ich muss nicht besitzen, was ich nicht brauche. Wir haben schon vergessen, was wir alles nicht brauchen.“

Aura entsteht da, wo die Aussendungskraft des Theaters auf ein Zuschauer-Empfinden trifft, das ausgedrückt sein möchte – und das sich durch Komödianten wunderbar getroffen fühlt. Carmen-Maja Antoni! Am Berliner Ensemble eine Schauspielerin des späten künstlerischen Glücks. Denn die Welt dramatik ist ja geradezu geizig mit Rollen (vor allem weiblichen), die in den Zeiten jenseits der Jugend noch einmal Hochgefühle im Protagonismus erlauben – die Antoni aber hat es geschafft. Sie verkörpert auf sehr eigene Weise ein Theater des genauen sozialen Gestus, der geistigen Helle und des plebejischen Kerngeschäfts: nämlich einer geradlinigen Denkspielkunst. Sie wurde in den letzten Jahrzehnten am Schiffbauerdamm das pfliffige, zähe, kleine-große, herausragende Ost-Beharrungswesen im Wechsel der Prominenzen. Schöne Altlast gleichsam, gewandelt in eine herzugreifende Altlust. Bindeglied zwischen den Zeiten. Und den Generationen.

Immer steht dieses kauzige, wirblice, bodenständige Theaterkunstwesen Carmen-Maja Antoni (Jahrgang 1945) für einen prinzipiellen Sieg des Schwachen über das Mächtige. Das sich nicht vertreiben lässt. Das dagegenhält. Das sich nicht auch noch streckt nach jener Decke, die man ihm wegziehen will. Das auf den Tisch haut, über den man es ziehen möchte.

Die knopfige Gauklerin Antoni. Dies dreiste, drollige Widerstandsnesthäkchen. Zeitgeistwidrig unverheult. Shakespeares Puck als Rumpelstilz, kichernd heimatlos zwischen Becketheim und Kafkanien. Sie drehte bei vielen namhaften Regisseuren kleine Weiber der Dramatik durch ihr Maul- und Feuerwerk der Gewitztheit und Direktheit – und verwandelte sie so ins Große, in genauest hingezauberte Volksfiguren. So kennt man sie auch aus vielen Filmen. Nie die Graziöse, der sich Türen wie von selbst öffneten, nie die Formidable, der ein Glanz vorausging. Nie die Glatte, Distinguierte, Wohlgesetzte. Diese stets siegreiche Putzfrau David im Palast der Firma Goliath, ausgestattet mit der Schleuder ihrer gereckten Unverfrorenheit.

PAUL WERNER WAGNER: Carmen-Maja Antoni, du hast Erinnerungen geschrieben, der Titel des Buches schlägt den Bogen sehr beziehungsreich von deinem Beruf ins Grundsätzliche der Existenz: Im Leben gibt es keine Proben. Wie bist du auf die Idee gekommen, das Buch so zu nennen?

CARMEN-MAJA ANTONI: Zunächst wollte ich etwas Clowneskes. Aber irgendwann habe ich wohl den Satz gesagt, der zum Titel wurde. Vielleicht, als ich mal völlig verzweifelt war.

Verzweifelt worüber?

Na ja, im Theater kannst du alles zwölfmal machen und sechzehnmal ausprobieren. Im Leben machst du ein einziges Ding – und geht's daneben, ist die Sache eben passiert.

Du hast sehr früh angefangen, dich künstlerisch zu betätigen. Aber wenn man deine Vita kennt, ist das nicht unbedingt eine Überraschung. Dein Vater war Kunstmaler, die Mutter eine Allround-Künstlerin. Also: Das Künstlerische ist dir gewissermaßen in die Wiege gelegt worden.

Ja, es gibt Anzeichen dafür. Auch wenn wir wenig Geld hatten und mausearm waren – die 25 Pfennig fürs Kino, jeden Sonntag, die gab's immer. Wir haben auch Hausmusik gemacht. Wir mussten Kanon singen, zweistimmig, dreistimmig, vierstimmig, so viele Stimmen, wie vorhanden. Jeder in der Familie hatte ein Instrument zu spielen. Und es wurde gemeinsam gesungen, Weihnachten, aber nicht nur dann. Meine Mutter hat genäht, nach dem Krieg, sie hat gestrickt, aus Flickern irgendwelche Kleidchen zusammengefummelt für uns Mädchen. Auch von dieser Gabe bekam ich was mit. Und zeichnen kann ich ebenfalls ganz gut. Das hab ich vom Vater. Der hat sich leider dünn gemacht. Vielleicht sind deshalb die Talente meines Vaters bei mir insgesamt etwas dünner gesät.

Du warst Junger Pionier – und im Fernsehen, beim Kinderkabarett „Blaue Blitze“.

Ich war einer von drei Blitzen.

Armin Mueller-Stahl über Großmutterns zwei Löffel, Hollywood und eine Anleihe bei Helmut Schmidt

Gespräch am 14. Januar 2016



„Kunst ist eine Möglichkeit, miteinander ins Gespräch zu kommen, Brücken zu bauen. Die leider nicht immer stabil sind. Kunst und Politik haben immer eine Ehe geführt, wobei die Kunst stets der schwächere Ehepartner war, bis zum heutigen Tage. Man kann mit Filmen sicherlich keine bessere Welt bauen, aber man kann’s trotzdem immer wieder versuchen.“

Wenn er spricht, ist jeder Vers glänzend rhythmisiert im Ein- und Ausatmen. Was immer man von Armin Mueller-Stahl, Jahrgang 1930, sieht: Er ruht in sich. Ist Schmelz und Sinn. In den Filmen so auffallend: dieses Großzügige beim Verzögern. Dieser Wärmestrom noch in den Einsamkeiten. Nicht: das Lodernde, gezügelt; nein, Gezügeltsein, das flammt. Sanftheit wohl als Erbgut.

Als er 1961 bei der DEFA *Königskinder* dreht, rammt sich die Mauer ins Jahrhundert, er ist zufällig im Westen, kehrt aber trotz gewachsenen Enge-Gefühls zurück nach Ost-Berlin. Preußisches Pflichtgefühl bleibt stärker als die Verführung durch ein Theaterangebot aus Stuttgart und ein Filmplan mit Wolfgang Staudte: Man lässt eine laufende Arbeit nicht im Stich. Obwohl Schauspielerfreund Ulrich Thein ihm einen Brief geschrieben hat: Er würde verstehen, wenn er drübenbliebe, denn „es ist kalt hier“. Und es wird kälter. Es beginnt eine Isolation, die nach der Solidarität für Wolf Biermann zum endgültigen Bruch mit dem Staat führt.

Fünfundzwanzig Jahre Arbeit an der Volksbühne. Mit den Gedanken irgendwann nur noch außerhalb des miefigen Landes, in dem ihm die Verbotsschilder in den Kopf zu wachsen drohten. Am letzten Vorstellungsabend die feuchten Augen seines Garderobiers; von den Kollegen jedoch: kein Wort, kein Quäntchen Trauer. Aber wahrscheinlich sind die Abschiede, die uns leicht gemacht werden, die hilfreichsten.

Das Charisma dieses Künstlers erzählt vom Glück dessen, der warten kann. Und der vertraut. Nämlich darauf, bei Zweifelsleere von ungeahnten Kräften versorgt zu werden. Eine Haltung, die der Schauspieler über Jahrzehnte nicht aufgibt. Sein Spiel hat man nie galoppieren, preschen sehen. Es irrte nie umher. Im Abgründigen war Mueller-Stahl immer am besten. Ein sensibles, beinahe weiches Schauspielerwerk. Kein bisschen Überschaum. Intensive Entspannungtheit. Sie kam aus Erfahrung: im entscheidenden Moment Empfindungsgenauigkeit aufzubringen – in dem, was man einzig nur sich selber schuldig ist. So spielt er, so musiziert er, so schreibt er, so malt er. So ist er.

PAUL WERNER WAGNER: Armin Mueller-Stahl, Sie wurden als drittes Kind der Familie geboren. Vor Ihnen zwei Brüder, Hagen und Roland, nach Ihnen zwei Schwestern, Gisela und Dietlind. Es war am Anfang ein Zweijahres-Rhythmus der Geburten, 1926, 1928, 1930, und dann 1936 und 1938 – also innerhalb von zwölf Jahren fünf Kinder. Ihr Vater war Bankkaufmann, aber tief in seinem Innern fühlte er sich als Künstler, er wäre gern Schauspieler geworden. Ihre Mutter war Hausfrau und ebenfalls künstlerisch begabt.

ARMIN MUELLER-STAHLE: Sie war später Dozentin, in Leipzig an der ABF. Sie wissen ja, was eine ABF war?

Ja, Arbeiter-und-Bauern-Fakultät.

Gerade gestern hat mich jemand angesprochen, der damals Unterricht bei ihr hatte. Er erzählte ganz liebenswert von meiner Mutter, die fließend Russisch sprach, weil sie in Sankt Petersburg aufgewachsen war.

Sie sind künstlerisch vierfach begabt – sind Schauspieler, Maler, Schriftsteller und Musiker. Wo sehen Sie die Quellen dieser Talentevielfalt? In der Familie?

Die Kunst kam gewissermaßen zu mir, ich ging nicht zu ihr. In der Familie wurde musiziert, es wurde geschrieben, es wurde gespielt. Mein Vater spielte Sketche, er lachte dann selbst auf der Bühne sehr herzlich. Er war, wie ich fand, sehr gut. Nie hatte ich den Willen, etwas anderes betreiben zu wollen als das, was in meiner Familie gepflegt wurde. Auch empfand ich nie, es sei etwas Besonderes: zu zeichnen, zu musizieren, Sketche zu spielen. Ich wuchs da ganz selbstverständlich hinein. Meine Großmutter hatte immer zwei Löffel in der Hand. Einer war der Kochlöffel, den anderen benutzte sie als Pinsel. Sie malte damit. Sie sagte plötzlich: „Bleib mal stehen, es ist gerade schönes Licht – ich will dich zeichnen.“ Und dann hab ich sie ebenfalls gezeichnet, und weil mir die Haare nicht gelangen, setzte ich ihr eine Mütze auf. So kam die Kunst zu mir, die Formung, die Art, eine eigene Wirklichkeit zu schaffen.